

ich hab ja keine ahnung, aber ...!

VON MARKUS HECHTLE

«Vielleicht ist Boulez tot.» Ich stutzte, sein Mobiltelefon klingelte erneut. Der Redakteur entschuldigte sich und nahm den Anruf an, es war ein Kollege aus dem Sender, der nur mal fragen wollte, wo er denn sei, und am Ende noch den unbekanntenen Komponisten grüßen ließ.

«Hätte ja sein können, hätte ja durchaus sein können, oder?», sagte der Redakteur mit seinem sympathischen Schweizer Akzent. Es würde mich nicht weiter schocken, merkte ich, und die Formulierung «Vielleicht ist Boulez tot» begann mich mehr und mehr zu faszinieren. Eine zufällige, aber wunderbare Antwort auf Boulez' Aufsatz über Schönberg, den ich schon immer abstoßend, geradezu widerlich fand in seiner schulmeisterlichen Ambitioniertheit, in seiner nur auf die eigene Profilierung gerichtete Schamlosigkeit. Am ekelhaftesten aber empfand ich immer den Moment, an dem Boulez plötzlich im Plural spricht, und als vermeintliche Gruppe gegen Schönberg polemisiert. Ein leicht zu durchschauender Trick, um die Leserschaft zur Verbündung zu verführen, oder eben doch der *Plural majestatis*, der seine Feigheit übertünchen helfen sollte angesichts der posthumen Attacke, als die Leiche Schönbergs sozusagen noch warm war? Natürlich war Boulez intelligent genug, um dem Einspruch zuvorzukommen, aber sein Hinweis am Ende des Pamphlets, seine Position habe «nichts mit billiger Prahlerei oder eitlen und scheinheiligem Selbstbewusstsein zu tun, vielmehr mit einer Strenge, die sich von Schwäche oder Kompromisslerei frei weiß»,¹ schien mir eher von verräterischer Qualität zu sein. Und wieso hatte er das nicht zu Lebzeiten des Kritisierten gewagt? Hatte er keine Zeit, hatte er anderes zu tun, wollte er vorher lieber noch ein bisschen an seiner Karriere basteln und abwarten, bis der Angegriffene sich nicht mehr wehren konnte, weil er zufällig gerade gestorben war?

«Wo waren wir stehen geblieben?», fragte der Redakteur und riss mich aus meinen Gedanken.

Wir standen im Raucherabteil des Cafés am Tiergarten, wo wir uns für ein Interview verabredet hatten. Vor drei Wochen war Oliver Steinert gestorben und der Schweizer Redakteur hatte irgendwie herausgefunden, dass ich einer der wenigen war, die Steinert besser kannten, die mit Steinert einen persönlichen Kontakt pflegten. Die Nachricht vom Tode Oliver Steinerts hatte mich schockiert, zwar war ich nicht mit ihm befreundet und wir begegneten uns insgesamt nur wenige Male, dafür aber waren unsere Gespräche und Auseinandersetzungen von ungewöhnlicher Intensität, manchmal sogar von Aggressivität bestimmt. Steinert war bekannt für seine Unnachgiebigkeit, für seine Strenge, die sich scheinbar frei von jeder Schwäche oder Kompromissbereitschaft wusste. Der Redakteur hatte mich kurz nach Bekanntwerden des Todes von Steinert angerufen und berichtet, er wolle ein Feature über Steinert machen, eine Art ausführlicheren Nachruf, in dem vor allem auch die Haltung Steinerts thematisiert werden sollte, die ihm fast interessanter als die Musik selbst erschien, die Steinert im Laufe seines Komponistenlebens erschuf, die aber nur einem kleinen Kreis von Experten bekannt und deren Ausstrahlung auf eine größere Hörerschaft als eher gering zu bezeichnen war.

Zwar erklärte ich mich bereit, dem Redakteur für ein Interview zur Verfügung zu stehen, allerdings fühlte ich mich nicht in der Lage, Steinerts Positionen mündlich und spontan darzustellen. Dafür schienen mir seine Ansichten und seine Persönlichkeit zu kompliziert und vielschichtig zu sein. Ich machte deshalb den Vorschlag, dem Redakteur zunächst schriftlich über Oliver Steinert zu berichten, eine Art Report zu verfassen über meine Erfahrungen und Begegnungen mit Steinert, um auf dieser Basis

vielleicht ein vernünftiges Interview geben zu können. Der Redakteur fand das ungewöhnlich, aber hochspannend, wie er sich ausdrückte, und obwohl er bei meiner Honorarforderung hörbar schlucken musste, willigte er dennoch ein, vielleicht weil er Schweizer war, vielleicht aber auch, weil ihn die Sache tatsächlich interessierte.

Bereits kurz nach diesem Telefonat beehrte ich mein Angebot. Meine Aufzeichnungen über Oliver Steinert würden mit Sicherheit maßgeblich das Bild, das der Redakteur in seinem Feature zeichnete, bestimmen, meine Darstellung des Toten würde die Radiohörer in Kenntnis setzen über einen Mann, den sie sonst nie kennen gelernt hätten, einen Menschen, der ihnen niemals begegnet wäre. Wie sollte ich dieser Aufgabe, dieser Verantwortung gerecht werden können?

Ich arbeitete viel, verwarf zunächst noch das meiste, setzte immer wieder neu an. Eine literarische Form schien mir schließlich am geeignetsten zu sein, und als ich meine Arbeit beendet hatte, war ich durchaus zufrieden mit meiner Erzählung, in deren Zentrum ich meine erste Begegnung mit Oliver Steinert stellte, die meiner Meinung nach beispielhaft von seiner Persönlichkeit und Haltung zeugte.

Wer war Oliver Steinert? Oliver Steinert gehörte jedenfalls nicht zu den Leuten, die sich unbedingt und auf Teufel komm raus Freunde machen mussten. Im Gegenteil, er war ein Mann der Prinzipien, einer, der sich treu blieb, der wusste, was klare Positionen wert waren, und der niemals eine Überzeugung auf dem Altar der Freundschaft zu opfern bereit gewesen wäre. Darauf war er zu Recht stolz, wie er glaubte, denn diese Unkorrumpierbarkeit, diese Freiheit im Denken waren schließlich Voraussetzungen und Garantien seiner Arbeit. Oliver Steinert war

Komponist, nicht irgendein Komponist irgendeiner Musik, Oliver Steinert war ein Komponist avancierter Musik, ein Komponist, der dem Fortschritt, der Aufklärung verpflichtet war, einer, der seine Kunst ganz in den Dienst des Kampfes gegen das Dunkle, gegen die vorherrschende und immer weiter voranschreitende Regression stellte.

Gespräche wie dieses langweilten ihn normalerweise zutiefst, solche Abende hatte er schon zu oft erlebt. Bei einem Abendessen bei Bekannten – Freundschaften im engeren Sinne pflegte er nicht, dazu war ihm, wenn er ehrlich war, die Zeit zu schade –, bei diesem Abendessen hatte er Freunde der Gastgeber kennen gelernt, und wie üblich kam noch vor dem Dessert die Frage nach den Berufen der Gäste zur Sprache. Ein Moment, der ihm mittlerweile verhasst war, den er in unterschiedlichen Konstellationen und Lebensaltern ertragen hatte müssen, sei es als Abiturient, als er nach einem unterkühlten und angespannten Abendessen – er hatte zuvor stolz verkündet, die Aufnahmeprüfung an der Musikhochschule bestanden zu haben – von seinem Vater noch vor dem Dessert ausdrücklich gewarnt wurde, diesen Beruf, d. h. es war ja eben kein Beruf, zu ergreifen oder nur in Erwägung zu ziehen. Zwar hätte man immer auf die musische Bildung der Kinder Wert gelegt, schließlich bedürfte es insbesondere musikalischer Kenntnisse, um in der Gesellschaft, in der sich die Familie nun mal bewege, nicht nur akzeptiert, sondern geschätzt zu werden, aber daraus einen Beruf machen zu wollen, sei doch nun wirklich naiv, geradezu weltfremd, ja, ein Schlag ins Gesicht, ein Affront gegenüber all den elterlichen Bemühungen, ihm eine exzellente Schulausbildung zu ermöglichen und dadurch den Start ins wirkliche Leben zu ebneten.

Oder sei es als junger Student, als er von seinem Opa gefragt wurde, warum er eigentlich nicht klassische Musik komponierte und spielte, so wie René Mathieu es doch so wunderbar auf seinem Cello tat, samstags im Fernsehen, worauf Oliver Steinert es nicht lassen konnte, seinem Opa zunächst zu erklären, dass das keine klassische Musik sei, sondern allenfalls deren übelste volkstümelige Verstümmelung, und René Mathieu nicht Cello, sondern Violine spiele, und überhaupt das alles mit Kunst wenig zu tun hätte, worauf der Opa sich vorwurfsvoll zu seinem Vater drehte und erklärte, er wisse gar nicht, woher sein Enkel diese Hochnäsigkeit habe, woraufhin sein Vater

wiederum seinem Vater beipflichtete und sagte, von ihm käme es bestimmt nicht, und die Stille, die daraufhin entstand, nur durch ein «Wer möchte jetzt sein Dessert haben?» von Tante Anneliese zu durchbrechen war.

Oder sei es bei den vielen Partys, zu denen Kommilitonen geladen hatten und bei denen oft auch Instrumentalstudenten – oder noch schlimmer: Sänger! – der Hochschule zugegen waren, die ihn, kaum hatte er sein Studienfach preisgegeben, mit einer Bemerkung konfrontierten, die ihn anfangs noch stimulierte, die ihn zunächst noch eine kämpferische Haltung annehmen ließ, ihn später in zunehmenden Maße rasend machte und ihm schließlich nur noch ein mitleidiges Lächeln entlockte, das von seinem Gegenüber postwendend als Zeichen unsäglicher Arroganz und Selbstherrlichkeit gedeutet wurde. Diese Bemerkung, der er in den letzten Jahrzehnten, er war jetzt Ende Fünfzig, zigfach ausgesetzt war, schien ihm mittlerweile der Ausdruck der Ignoranz schlechthin zu sein. Diese Bemerkung, die zunächst ganz harmlos, scheinbar bescheiden, ein Defizit gesteht, um dann aber unverzüglich den Einspruch zu erheben, den Einwand zu platzieren, sie schien ihm in ihrer Dumpfheit, in ihrer selbstverräterischen Dummheit, paradigmatisch zu sein für den Verlust jeglicher Intelligenz, Urteilskraft und Kritikfähigkeit.

Diese Bemerkung, der er nicht zu entkommen vermochte, nicht einmal in seinen dunklen Stunden, wie er diese Zeit nannte, wenn er manchmal spätnachts, am Konservatorium vorbei, an dem er in seiner Kindheit und Jugend das Klavierspiel und später Musiktheorie erlernt hatte, mit Hingabe und Schweiß, mit Liebe und Sehnsucht zur Musik, dieser höchsten aller Künste, dieser menschlichen Höchstleistung, in der Geist in geistfähigem Material in sinnliche Erscheinung tritt, wenn er also spätnachts an seiner alten Lernstätte vorbeiging, um wenige Minuten später sein Ziel erreicht zu haben, wo er ab und an Entspannung suchte, wo er ab und zu dem Drang nachgab, wie er es für sich im Stillen formulierte. Selbst in diesen Stunden begegnete er dieser Bemerkung, denn fast jede Frau, die er dort im Laufe der Jahre kennen lernte, wollte doch ein wenig mehr über ihren Kunden erfahren und als er seine Eitelkeit noch nicht besiegen konnte, wie es ihm erst seit einigen Jahren gelang, und er schlicht einen anderen Beruf angab, nur um sich gegen diese Bemerkung zu wehren, als er eben seine Eitelkeit noch nicht im Griff hatte, plauderte er stolz seinen Beruf,

seine Berufung aus, und sofort sah er sich wieder dieser Bemerkung gegenüber.

An jenem Abend also, an dem er von Bekannten zum Essen eingeladen war, konnte er sich nur schwer und widerwillig von der Arbeit losreißen. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich die Skizzen zu einem Orchesterstück, ein Werk, an dem er seit mehreren Jahren saß und das er immer noch nicht hatte beenden können, weil ihm schlicht die Zeit fehlte, das Skizzierte umzusetzen. Zwei Mal musste er bereits die Uraufführungstermine platzen lassen, was ihm äußerst unangenehm war, schließlich passte das so gar nicht zu seinem Charakter, der normalerweise als pünktlich, korrekt und zuverlässig beschrieben wurde. Er hatte sogar bereits von Gerüchten gehört, Steinert sei in eine Krise geraten, was ihn immerhin zum Lächeln bringen konnte, fast rührselig fand er das, er, der doch nach wie vor genau wusste, was es zu tun und abzuarbeiten galt. Am Nachmittag nun hatte er endlich den Übergang zum Schluss gestaltet, der bereits als fertiges Manuskript vorlag. Jetzt hätte er weiterarbeiten, die Gunst der Stunde nutzen und den Übergang ausformulieren müssen. Die Skizzen waren ja bereits so detailliert, dass der Übertrag aus den Tonhöhentabellen in die Partitur selbst bei größerer Müdigkeit und mit Hungergefühlen hätte bewältigt werden können. Aber er hatte andererseits seinen Bekannten fest versprochen, zu diesem Essen zu kommen, und er wollte Wort halten, wo möglich. Nachdem er den Schreibtisch aufgeräumt, Schuhe, Mantel und Schal angezogen und zuletzt die Herdplatten kontrolliert hatte – er war schon immer gefährdet, Neurosen zu entwickeln, aber da er darüber aufgeklärt war, vermochte er sich selbst zu beobachten und seinen Kontrollzwang im Zaum zu halten –, verließ er das Haus. Seinen treuen Hund Theo W. konnte er getrost alleine lassen, er würde ohnehin nicht lange wegbleiben. Der Weg war kurz und zu Fuß zu bewältigen, die kalte Herbstluft tat ihm gut und der kleine Spaziergang war eine willkommene Möglichkeit, noch mal in aller Ruhe den Übergang zum Schluss vor seinem inneren Ohr vorüberziehen zu lassen. Ja, so wird es funktionieren, dachte er, und beschwingt klingelte er bei seinen Bekannten.

«Ich bin Komponist», antwortete er also auf die Frage nach seinem Beruf, die natürlich noch vor dem Dessert zur Sprache kam, und das Ah und Oh der Freunde seiner Bekannten schmeichelten ihm durchaus, ob-

wohl er wusste, das er diese Eitelkeit möglicherweise noch bereuen würde. Aber heute durfte es sein, zur Feier des Tages, wo er doch seit Langem einmal wieder eine angenehme Leichtigkeit verspürte, eine Heiterkeit geradezu, die ihn zu dieser Fahrlässigkeit verführt hatte. Manchmal muss man auch Risiken eingehen, sagte er sich, und nippte genüsslich an seinem Wein. Eine Dame, deren Alter er kaum zu schätzen wagte, so hässlich und abstoßend war ihre ganze Erscheinung, und die sich zuvor als Marianne, eine Malerin, vorgestellt hatte, schien sich besonders für seine Berufung zu interessieren.

«Neue Musik, ich komponiere neue Musik», erklärte er geduldig.

«Entschuldigung, wenn ich vielleicht was Falsches sage, ich hab ja keine Ahnung, aber ist nicht jede Musik neu, die jemand komponiert, oder gibt es auch Komponisten, die absichtlich alte Musik komponieren?»

Man war leicht amüsiert über ihren Einwand und natürlich bemerkte keiner der Gäste Oliver Steinerts feine Muskelzuckungen über der rechten Augenbraue, die ihm zuverlässig signalisierten, dass es mit seiner Entspannung nun ein Ende hatte. Da war sie also wieder, diese Bemerkung, jetzt war's passiert, was er unbedingt hatte vermeiden wollen, und er hätte sich ohrfeigen können für sein unbedachtes Bekenntnis. Man sollte einfach die Klappe halten, wenn man nicht unter Seinesgleichen ist, man sollte sich doch zügeln können, sollte sich im Griff haben, gerade wenn man genau weiß, welche Konsequenzen sein Handeln mit größter Wahrscheinlichkeit haben wird, dachte er und fragte die Malerin, die er sich in seinem aufkeimenden Hass bereits nackt und hilflos ans Bett gefesselt vorstellte, dennoch mit der größten ihm in diesem Moment noch zur Verfügung stehenden Gelassenheit: «Kennen Sie denn neue Musik, haben Sie schon mal welche gehört im Konzert oder auf CD?»

«Wie gesagt, ich hab ja keine Ahnung, aber ich dachte, jede Musik, die heutzutage geschrieben wird, wäre neue Musik, also z. B. «Die Fantastischen Vier» fand ich doch ganz originell, okay, die sind jetzt auch nicht mehr die jüngsten, aber das war doch damals was Neues, jedenfalls in Deutschland, nicht?»

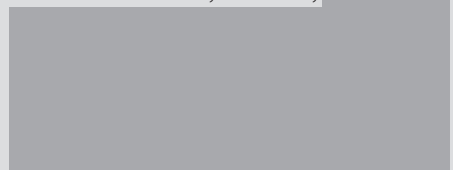
Die Zuckungen wurden stärker, Oliver Steinert hatte das Gefühl, die anderen Gäste müssten alarmiert werden von seinen Spasmen, die jetzt vollkommen unkontrolliert ihr Unwesen trieben, aber offenbar war das

ein rein subjektives Empfinden, jedenfalls schien niemand Verdacht zu schöpfen.

«Nein, er meint wahrscheinlich so was wie Pierre Poulet oder Hans-Werner Stockhausen, moderne klassische Musik, also vergleichbar mit moderner Kunst eben, nicht Pop oder Rock, oder was du jetzt gemeint hast», ereiferte sich der dicke Begleiter der Malerin, Steinert hatte ihr mittlerweile Handschellen angelegt und einen Knebel ins Maul gestopft.

«Ach, das meinen Sie mit neuer Musik, Sie meinen diese Musik, die so schräg und falsch klingt. Ja sagen Sie mal, ist das denn wirklich ernst gemeint, ich meine, da kann man doch gar nicht entspannen, da ist doch gar keine Form zu erkennen, was ist denn daran noch Musik? Also Entschuldigung, ich möchte Sie nicht beleidigen, ich hab ja auch keine Ahnung, aber für mich ist das Geklimper, also ich glaube, das kann ich auch, zumindest wenn ich ein wenig angeheitert bin wie jetzt.»

«Kennt ihr den sensationellen Sketch mit Hape Kerkeling?», rief ein bisher eher schüchtern wirkender Mittvierziger vom anderen Ende des Tisches. «Wo er da auf der Bühne steht als Sänger mit Bart und Frack verkleidet und singt: «Das Lamm! Der Wolf! Hurz!» Und das Publikum lässt sich voll verarschen und glaubt natürlich, das sei ernst gemeint, und einer versucht, die Darbietung zu interpretieren und weist auf den seit jeher schwelenden Konflikt zwischen dem Lamm und dem Wolf und die mögliche Aussicht auf deren Versöhnung am Ende der Zeiten hin!» Die letzten Worte gingen fast unter im Gelächter der Gäste, manchen kamen sogar die Tränen, auch Oliver Steinert, aber nicht vor Lachen, obwohl er so tat, als wäre er ebenfalls amüsiert, sondern aus blankem Zorn. Die hässliche Malerin konnte sich überhaupt nicht mehr beruhigen und prustete dabei Rotwein über den halben Tisch. Fotze, dachte er,

 du blöde Schlammfotze, ein Ausdruck übrigens, den er von Heiner Müller kannte,* *Verkommenes Ufer Medea-material Landschaft mit Argonauten*, und den er großartig fand und sich unbedingt hatte merken wollen. Er riss sich zusammen und als das Lachen verebbt war, richtete er mit ruhigem Tonfall, aber leicht zittriger

Stimme das Wort an die Malerin: «Sie sagten bereits mehrfach, dass Sie keine Ahnung hätten. Auch ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber darf ich Sie fragen, wieso Sie, wenn Sie keine Ahnung zu haben glauben, dann trotzdem mitreden möchten, wieso Sie trotzdem eine Meinung nach der anderen absondern über diese Musik, die Sie nach eigener Aussage kaum kennen, wieso Sie darüber hinaus sogar trotzdem glauben, Sie könnten das auch, Sie könnten Musik komponieren, von der Sie offensichtlich nichts, aber auch gar nichts verstehen?» Obwohl er es zu vermeiden suchte, wurde seine Stimme lauter, aggressiver, der Tonfall härter, aber er konnte nichts mehr dagegen tun, er hatte es nicht mehr im Griff. Und ohne zu überlegen, ohne wirklich Kontrolle zu haben, und ohne natürlich an der Antwort der hässlichen Malerin auch nur im Geringsten interessiert zu sein, die ganz offensichtlich überrascht, ja überfordert ob der plötzlich veränderten Stimmungslage war, fuhr er fort: «Haben Sie wenigstens schon mal was von Logik gehört? Waren Sie wenigstens für kurze Zeit auf einer Schule, verfügen Sie wenigstens über eine klitzekleine Grundbildung, wurde ihrem Spatzenhirn jemals wenigstens eine winzige Anforderung abverlangt? Dann wüssten Sie, dass die Logik, und ich spreche hier von Grundlagen, nicht von höherer Mathematik, oder Physik, oder gar von Philosophie, sondern von Grundprinzipien, die sogar Ihnen zugänglich sein müssten, wenn man an den Menschen als intelligentes Wesen noch glauben will, dann wüssten Sie», und er versuchte tief Luft zu holen, was ihm aber nur bis zur Hälfte gelang, «dass die Logik eine Identität zwischen einer Aussage und ihrem Gegenteil verbietet, oder anders formuliert, eine Aussage nicht mit ihrem Gegenteil zusammen treffen kann, oder noch mal anders formuliert, extra für Sie, extra, damit auch Sie wenigstens einmal in Ihrem lächerlichen, nutzlosen Leben eine kleine Ahnung davon haben dürfen, einen Vorgeschmack, ein Vorgefühl für das, was Intelligenz hervorbringen kann und was Ihnen bis heute verwehrt geblieben zu sein scheint, extra für Sie, explizit und langsam: Wenn Sie keine Ahnung haben, dann können Sie nicht im gleichen Moment Ahnung haben, können *ergo* also keine Aussage treffen über das Gebiet, von dem Sie keine Ahnung haben! Verstehen Sie mich? Sickert das irgendwo in eine kleine Ritze Ihres offenbar vertrockneten Gehirns? Gibt's da überhaupt noch was zu bewässern,

oder ist da nur noch Wüste, karges Gestein, unendliches Nirwana!?»

In die Stille, die sich nun über die wie versteinerte Abendgesellschaft legte, mischte sich nur das leise Wimmern der Malerin, die sich hilflos an ihrem dicken Begleiter festklammerte. Oliver Steinert stand auf und verließ den Raum. Die Wohnungstür fiel lautstark ins Schloss und während sich die Gäste langsam aus ihrer Schockstarre zu befreien versuchten, einige schüttelten nur den Kopf und bemühten sich, mit entsprechenden Bemerkungen – Misanthrop, elitäres Arschloch, Frauenhasser – wieder zur Normalität zu finden, andere starrten wie paralytisch auf ihre Teller, auf denen sich noch die Spuren des Desserts abzeichneten, stand ich auf, nahm Mantel und Schal und verließ mit leisem Gruß die Abendgesellschaft. Auch ich war schockiert und als ich auf die Straße trat, in die Kühle der Herbstnacht, sah ich Steinert gerade noch um die Ecke biegen und ich folgte ihm spontan. Er ging nicht besonders schnell, aber in gleichbleibendem Tempo, sodass ich in entsprechendem Abstand leicht mit ihm Schritt halten konnte und es keine Gefahr gab, ihn zu verlieren. Der Weg war lang und nach vielen Straßen und einem kleinen Park, den wir durchquerten, war Steinert offenbar endlich zu Hause angekommen, ein unscheinbares Haus aus den fünfziger Jahren, grau und wenig ansprechend, eine Ausnahmeerscheinung in dieser Gegend, wo es sonst nur Gründerzeitvillen und Bürgerhäuser der vorletzten Jahrhundertwende gab, meines Wissens nach musste hier in der Nähe auch irgendwo das Konservatorium der Stadt zu finden sein. Zu meiner Überraschung sah ich Steinert an den Klingeln hantieren und irgendetwas in die Gegensprechanlage murmeln, dann summte der Türöffner und Steinert verschwand im Haus. Neugierig ging ich zum Eingang und las die Namensschilder, kein Name sagte mir etwas, keiner kam mir bekannt vor, eine Firma, die sich «Zucht und Ordnung» nannte, wollte wohl besonders kreativ sein. Ich war ratlos. Sollte ich auf Steinert warten, vorausgesetzt er würde in absehbarer Zeit überhaupt wieder aus dem Haus kommen? Ich blickte mich um und sah nicht weit entfernt auf der anderen Straßenseite eine Bar, einladend erleuchtet, wo ich die nächste gute Stunde mit Espresso und meinen Gedanken verbrachte, die ausschließlich um Steinert und das gerade Erlebte kreisten. Die Bar war gut besucht, aber ich hatte Glück und konnte einen Fenster-

platz ergattern, von dem aus ich den Eingang des Fünfzigerjahre-Hauses, in dem Steinert verschwunden war, im Blick hatte.

Ich kannte Steinert schon lange, das heißt, ich kannte seine Musik und seine Schriften, die brillant, die in ihrer Konsequenz und denkerischen Stringenz herausragend waren und sich deshalb deutlich vom Niveau der Kollegen abhoben. Steinert nannte dieses Niveau in einem seiner Aufsätze das «Normal-Null», und auch diese Bissigkeit, die von nicht wenigen als Arroganz und Überheblichkeit titulierte wurde, war eines seiner Markenzeichen. Seine Musik verfügte über einen spröden Charme, ja manchmal, wenn es ihr gelang, sich aus den oft vorhersehbaren konzeptuellen Bahnen zu befreien, oder vielleicht sollte ich eher formulieren, wenn sie sich in so hohem Maße in ihrer ideologischen Bestimmtheit verfangen hatte, dass plötzlich ein Umschlag stattfand, ein Knoten sich zu lösen schien, zeigte seine Musik sogar eine ganz unvermutete und ergreifende Schönheit. Oliver Steinert war ohne Zweifel eine der interessantesten Persönlichkeiten der neuen Musik, und natürlich war das auch der Grund, warum ich jetzt hier saß und auf den Eingang, der hoffentlich bald zum Ausgang sich verwandeln würde, starrte. Und tatsächlich, nach einer knappen Stunde tauchte Steinert wieder auf und ging in meine Richtung davon. Ich bezahlte schnell und folgte ihm erneut, es schien mir, als gingen wir den Weg zurück, den wir von der Abendgesellschaft kommend genommen hatten, an einem bestimmten Punkt aber wechselte Steinert die Richtung und nach wenigen Straßen hörte ich einen Schlüssel klimpern, wir hatten offenbar sein Haus erreicht.

«Herr Steinert, hallo!», rief ich etwas unbeholfen gerade noch rechtzeitig, bevor Steinert ganz im Hauseingang verschwunden war, und rannte die letzten Meter auf ihn zu. Steinert trat auf die Türschwelle zurück und streckte seinen Kopf in meine Richtung. «Herr Steinert, bitte warten Sie einen Moment!», rief ich atemlos, und nachdem ich ihm erklärt hatte, dass ich mich gerade auf dem Heimweg von der Abendgesellschaft befand und ganz zufällig durch diese Straße kam und ihn zufällig schon von Weitem erkannte, fragte er: «Und, wie war das große Heulen und Zähneklappern noch? Sind die Schwachmaten noch ordentlich über mich hergezogen?»

Ich log irgendwas zusammen über den harmlosen Fortgang des Abends, dann stellte

ich mich vor. Er kannte meinen Namen vom Hörensagen, schien sich aber nicht weiter für mich zu interessieren. Sein «Haben Sie noch Lust auf einen Drink?» kam daher unerwartet und neugierig folgte ich ihm in seine Wohnung, wo uns ein Hund lautstark begrüßte. Die riesige Altbauwohnung war stilvoll eingerichtet, die Zimmer waren über große, offene Flügeltüren miteinander verbunden, so dass ich die schier endlosen, bis zur Decke reichenden Bücherregale sehen konnte, die nahezu an keiner Stelle einen Blick auf die dahinter liegenden Wände zuließen. So eine mächtige Privatbibliothek hatte ich noch nie gesehen, dazu kamen Unmengen CDs, Schallplatten und DVDs, alles fein säuberlich geordnet, jedenfalls klebten kleine Kärtchen an den Regalen, auf denen Buchstaben, manchmal Themengebiete vermerkt waren. Während Steinert in der Küche hantierte, schlich ich durch den großzügigen Flur und inspizierte die Räume, deren Türen offen standen. Ein Raum ließ mein Herz noch höher schlagen, ein Raum, diesmal frei von Büchern, in dessen Zentrum ein Billardtisch stand, ein wunderschönes, großes, elegantes Exemplar seiner Gattung, man konnte sein Gewicht regelrecht spüren, so unverrückbar, so eben, so kompromisslos nahm er das Zimmer in Besitz. Das Billardspiel war neben der Musik meine große Leidenschaft gewesen und ich hatte in meiner Jugendzeit hunderte von Stunden in einer Kneipe verbracht, in der zwei dieser seltenen Karambolage-Tische standen. Dass Oliver Steinert diese Leidenschaft mit mir teilte, konnte ich nicht ahnen, aber im nächsten Moment schien es mir fast natürlich zu sein, schließlich passte dieses Spiel eigentlich hervorragend zu ihm, forderte es doch ganz wesentlich räumliches Vorstellungsvermögen, kombinatorische Intelligenz, kreative Antizipation und schließlich deren feinmotorische Umsetzung.

«Espresso, Brandy, oder beides?», rief Steinert aus der Küche und ich schlich auf leisen Sohlen zurück ins Wohnzimmer. Ich entschied mich für Brandy und kurz darauf erschien Steinert mit dem besten spanischen Brandy, den ich je getrunken hatte. Wir saßen uns gegenüber und noch bevor ich meine Gedanken halbwegs ordnen konnte, legte Steinert los: «Ich nehme an, Sie sind nicht einverstanden mit dem, was ich vorhin zum Besten gegeben habe», sagte er, «sonst hätten Sie ja auch mal einen Mucks tun und sich in die Sache einschalten können. Oder sind Sie doch einverstanden und hatten ein-

fach keinen Mut, wie die meisten unserer Kollegen?» Er sah mich herausfordernd, aber nicht unfreundlich an.

Diesen Verdacht wollte ich freilich nicht auf mir sitzen lassen. «Nein, ich teile Ihre Haltung in der Tat nicht. Was Sie sagen, scheint mir viel zu hart, zu geschlossen, zu gnadenlos zu sein. Sie ignorieren das Menschliche, Sie scheinen vergessen zu haben, dass die Musik diejenige unter den Künsten ist, die am unmittelbarsten, am wahrhaftesten die Seele zu treffen vermag. Auch ohne Vorbildung, ohne intellektuellen Hintergrund können die Menschen Zugang zur Musik finden. Der Impuls zur Musik, wie auch die faszinierende Anziehungskraft der Musik, sie speisen sich aus derselben Quelle, und es ist dabei vollkommen unerheblich, um welche Form von Musik es sich handelt. Meiner Überzeugung nach muss weder der Autor noch der Rezipient notwendigerweise viel Ahnung im Sinne von Wissen haben, sehr wohl aber über deren Schwestern im Plural verfügen, nämlich über Ahnungen, er muss notwendig seine Sensibilität und Sensitivität entwickeln, er muss vor allem viel spüren! Es kann kein Expertentum in der Kunst geben, so wie es auch kein Expertentum im Glauben geben kann. Das Wissen und die Reflexion über die Dinge sind sekundär, auf die Tiefe der Empfindung kommt es an, vielleicht sollte der Künstler sogar vergessen, das Denken entlassen ...»

Steinert stand ruckartig auf und ging zu seinem Bücherregal, nahm ein kleines Büchlein und knallte es vor mich auf das Sofatischchen. «Da! Schenk ich Ihnen, steht alles drin, was Sie wissen müssen, besser kann man's nicht formulieren, jedenfalls hat's niemand geschafft in den letzten sechzig Jahren.»

Ich war enttäuscht, so klischeehaft und holzschnittartig durfte Steinert doch gar nicht sein! Das klang nach satirischer Zuspitzung, nach der Parodie seiner selbst, wie er mir da Theodor W. Adornos *Philosophie der neuen Musik* geradezu vor die Füße warf.

«Aber das ist doch uralte, Sie sagen es ja selbst, fast sechzig Jahre ist das alt!»

«Na und? Die Situation hat sich ja nicht wesentlich verändert seitdem, es wird ja nicht unwahrer, nur weil es ein paar Jahre auf dem Buckel hat. Es reicht übrigens, wenn Sie das Vorwort lesen, steht alles drin, ich schwör's Ihnen!»

Steinert kippte seinen zweiten Brandy ab und fuhr fort: «Die Empfindung ist die unbestimmt dumpfe Region des Geistes; was empfunden wird bleibt eingehüllt in die

Form abstraktester einzelner Subjektivität, und deshalb sind auch die Unterschiede der Empfindung ganz abstrakte, keine Unterschiede der Sache selbst. Die Reflexion auf die Empfindung begnügt sich mit der Beobachtung der subjektiven Affektion und deren Besonderheit, statt sich in die Sache, das Kunstwerk zu versenken und zu vertiefen und darüber die bloße Subjektivität und deren Zustände fahren zu lassen.»²

Ich staunte. Ohne mit der Wimper zu zucken, ohne jedes Zögern und Zaudern hatte Steinert offenbar auswendig aus dem Buch zitiert. «Und das war jetzt Adorno?», fragte ich mit ehrfürchtiger Stimme. «Sie haben echt keine Ahnung, was? Nein, das war Hegel, aus den *Vorlesungen über die Ästhetik*, aber Adorno zitiert das in einer Fußnote.»

Er sah mich belustigt an und goss uns noch einen großen Schluck Brandy nach. Ich wollte protestieren, denn natürlich hatte ich die *Philosophie der neuen Musik* gelesen, da kam er mir erneut zuvor: «Ihre Behauptung, die Künstler müssten nicht unbedingt viel denken können, ist übrigens nichts Neues. Der Rat, die Künstler sollten besser nicht zu viel denken, ist allerdings nichts weiter als die von der Massenkultur adaptierte und ausgeschlachtete Trauer über den Verlust an Naivität. Auch heutzutage läuft das romantische Urmotiv noch auf die Empfehlung heraus, durchs Vermeiden der Reflexion eben jenen traditionell vorgegebenen Stoffen und Formkategorien sich zu beugen, welche dahin sind. Worüber geklagt wird, ist in Wahrheit kein partieller und durch Veranstaltungen – also selber rational – zu heilender Verfall, sondern der Schatten des Fortschritts. Dessen negatives Moment herrscht so sichtbar über seine gegenwärtige Phase, dass man die Kunst dagegen anruft, die doch selber unterm gleichen Zeichen steht. Die Wut über die Avantgarde ist so unmäßig, heute würden wir vielleicht formulieren: Das Desinteresse an der Avantgarde ist so unmäßig, weil das verängstigte Bewusstsein in der neuen Kunst die Pforte verriegelt findet, durch welches es der totalen Aufklärung zu entfliehen hoffte: weil Kunst heute, wofern ihr überhaupt Substantialität zukommt, ohne Konzession all das reflektiert und zum Bewusstsein bringt, was man vergessen möchte. Aus solcher Relevanz wird dann die Irrelevanz der avancierten Kunst konstruiert, die der Gesellschaft nichts mehr gebe. Das muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen!»³ Triumphierend sah er mich an.

«Aber», wand ich ein, «mir geht es gar nicht darum, die Musik popularisieren zu wollen oder irgendwelche Konzessionen an den Geschmack der Leute zu machen, sondern mir geht es vor allem um die Frage, ob die neue Musik nicht eine ganz wesentliche Mitschuld an ihrer Isolation trägt, nicht durch die Art der Musik selbst, die sei, wie sie glaubt, sein zu müssen, sondern durch die nun mittlerweile hundert Jahre dauernde Belehrung und Bevormundung ihres Publikums und ihrer Gegner. Keiner, der selbstbewusst und von seiner Sache überzeugt ist, hätte es nötig, sich so zu benehmen, sich permanent zu rechtfertigen und andere zu maßregeln, bis diese sich irgendwann zu Recht entnervt abwenden. Das Elitäre scheint doch immer noch einerseits bewusst aufrecht erhalten zu werden als Identität stiftendes Moment, andererseits ist es immer in Begleitung eines schlechten Gewissens anzutreffen. Dies spiegelt sich doch auch beispielhaft in den Persönlichkeiten wieder, die sich im Dunstkreis der neuen Musik finden lassen: arrogante Schnösel, die jedoch bei näherer Betrachtung sich oft genug als ängstliche Waschlappen entpuppen, halbdebile Duckmäuser, die in ihrem Leben nur deshalb Spuren hinterlassen, weil ihnen der Geifer nach Erfolg aus den Lefzen trieft!»

Steinert lachte laut auf und solchermaßen geschmeichelt fuhr ich fort: «Nein, es gilt, ein für alle Male diese Verteidigungshaltung abzulegen, dem Widerstand unbewaffnet zu begegnen! Das gehört wesentlich zur Arbeit des Künstlers dazu, diese Verletzlichkeit zu bewahren, sie auszuhalten, ungeschützt und bloß ...»

«Pass bloß auf, mach das nicht, könntest dir was einfangen!», und auf mein verdutztes Gesicht hin wiederholte er, «ich meine, ungeschützt und bloß, verstehst du?», und lachte, was das Zeug hielt. Der Brandy hatte mittlerweile ganze Arbeit geleistet. Ich versuchte noch einmal anzusetzen: «Aber die Verhärtungen in der neuen Musik, diese hermetischen Argumentationsstränge, die ...»

«Jetzt hören Sie doch endlich auf», fiel er mir harsch ins Wort und siezte mich plötzlich wieder, «das ist doch alles schwammiges Geschwätz, es bleibt der avancierten Musik doch nichts übrig, als auf ihrer Verhärtung zu bestehen, ohne jede Konzession an jenes Menschliche, das sie, wo es noch so lockend sein Wesen treibt, als Maske der Unmenschlichkeit durchschaut! Ihre Wahrheit scheint eher darin aufgehoben, dass sie durch organisierte Sinnleere den Sinn der organisierten

Gesellschaft, von der sie nichts wissen will, dementiert, als dass sie von sich aus positiven Sinnes mächtig wäre. Sie ist unter den gegenwärtigen Bedingungen zur bestimmten Negation verhalten.⁴ Basta! Und an diesen Bedingungen hat sich eben nichts Wesentliches geändert in den letzten sechzig Jahren, *ergo* ist diese Konsequenz immer noch gültig!»

«Wenn aber», ich wollte noch nicht aufgeben, und Steinert verdrehte die Augen, «wenn aber die Künstler selbstbewusster wären, wenn sie den elitären Expertenstatus aufgeben würden zu Gunsten einer größeren Gelassenheit, dann könnten sie dem «Das kann ich auch!» statt eines «Nein, denn du bist du zu blöde und ungebildet dafür!» ein gelassenes «Vielleicht, dann mach doch!» entgegenhalten, dann bräuchten Sie, Herr Steinert, nicht auszurasen, wenn eine hässliche Malerin namens Marianne, Sie ...»

«Ma-ri-an-ne, Ma-ri-an-ne!», gröhlte jetzt Steinert in seinem Suff, «kennen Sie eigentlich den Chanson von Rihm?», und erhob sich schwankend vom Sofa. «Ich kenne viel von Rihm, aber von Chansons habe ich noch nichts gehört», sagte ich verwundert. «Rühm! Nicht Rihm! Rü-hüm!!!» brüllte Steinert. «Obwohl», kicherte er, «gewundert hätt's mich nicht, wenn der Rihm sich auch noch an diesem Genre vergangen hätte, mit mindestens 348 Chansons», und legte mit Mühe eine CD ein, die er mir unbedingt auch schenken wollte, wie er mir noch mehrfach versicherte. Dann saßen wir wortlos auf dem Sofa und hörten die Chansons von Gerhard Rühm und tranken Brandy auf Brandy. Die Diskussionen hatten wir eingestellt und auch bei den wenigen Malen, an denen ich ihn später besuchte, spielten wir meistens stundenlang nur Karambolage und hörten Chansons dazu. An jenem Abend unserer ersten Begegnung brachte mich Steinert dann noch zur Tür, das heißt, wir versuchten, in diese Richtung zu torkeln, und zum Abschied lallte Steinert noch: «Machen Sie's gut, aber nicht zu oft!»

Ich mochte ihn jedenfalls trotzdem sehr.

«Wo waren wir stehen geblieben?», fragte also der Redakteur und ich wiederholte mein Geständnis. Nachdem wir nämlich im besagten Raucherabteil des Cafés am Tiergarten Platz genommen hatten, konfrontierte mich der Redakteur völlig überraschend mit seinem Verdacht.

«Ich bin mir nicht sicher», begann er vorsichtig, «aber ich habe so eine Ahnung, dass die Geschichten, die Sie mir über Oli-

ver Steinert verkaufen wollen, nicht der Wahrheit entsprechen. Ich habe den Verdacht», insistierte er, «dass Sie Ihre Fantasie haben lodern lassen in der Darstellung von Steinert und dass vieles, von dem Sie mir berichtet haben, frei erfunden ist oder lediglich auf Mutmaßungen beruht, jedenfalls auf dem Mist Ihrer Fantasien gewachsen ist.»

Ich schwieg zunächst und zündete mir eine weitere Zigarette an, der Redakteur nippte an seinem Kaffee. «Sie haben dabei nämlich einen Fehler gemacht», fuhr er fort und räusperte sich, «einen Fehler, der Sie entlarvt hat, den Sie nicht hätten machen dürfen und den Sie auch nicht gemacht hätten, wenn Sie nur etwas Ahnung von Literatur, wenn Sie sich nicht völlig Ihrem literarischen Dilettantismus hingegeben hätten. Nicht nur, dass Sie die auktoriale Erzählperspektive gewählt haben, die in diesem Fall schon unglaublich wirken kann, sondern Sie sind von dieser Position des allwissenden Erzählers dann auch noch zur Perspektive des Ich-Erzählers gewechselt. Ersteres alleine wäre vielleicht noch durchgegangen als Versuch einer lebendigen Schilderung des Verstorbenen ausgehend von Ihren persönlichen Erfahrungen, sozusagen als subjektiv gefärbte Erzählung. Aber die spätere Vermischung mit der antiauktorialen Erzählperspektive hat Sie verraten, hat Ihre eigene Ambition ans Licht gebracht. Sie wollten sich in erster Linie selbst darstellen, Sie wollten sich ins rechte Licht rücken, Sie haben Oliver Steinert als Gegenspieler benutzt, um sich selbst zu inszenieren, um Ihre Positionen darzustellen!»

Ich war entlarvt und verzichtete auf jeden Versuch der Rechtfertigung.

«Neben diesem Fehler mit den Erzählperspektiven» begann der Redakteur erneut, «und einigen Details, die mir seltsam erschienen – ganz abgesehen von Steinerts sexuellen Obsessionen, von denen Sie doch nun wirklich nichts wissen können und die auch nicht zur Erhellung des Themas beitragen –, wurde ich aber vor allem durch eine Sache stutzig, nämlich durch den Namen, dem Sie Steinerts Hund verpasst haben. Theo W.!? Da wollten Sie wohl besonders witzig sein und den guten Adorno noch einmal in ganz anderem Kontext bemühen, oder? Aber wie der Zufall so spielt, hat ein Bekannter eines Freundes von mir den von Steinert hinterlassenen Hund bei sich aufgenommen und der hat bestätigt, dass Steinerts Hund auf den Namen Oli und nicht auf Theo W. hört!»

Zugeben, auch das war ein wenig leichtfertig von mir, aber dass Steinerts sexuelle Obsessionen nichts mit dem Thema zu tun haben sollen, konnte ich wirklich nicht verstehen.

«Ja, Sie haben Recht, vielleicht habe ich wirklich keine Ahnung von Literatur, aber einen Versuch war's doch wert, oder?», murmelte ich. Der Redakteur sah mich vorwurfsvoll an und ich sah ihn mit entschuldigender Miene an und nach einer kurzen Stille brachen wir beide in Lachen aus. Ich hatte lange nicht mehr so herzlich gelacht und nachdem wir uns beruhigt hatten und der Redakteur noch sagte, er könne mir unter diesen Umständen das vereinbarte Honorar selbstverständlich nicht bezahlen, verabschiedeten wir uns.

Zuhause nahm ich meinen besten Brandy aus dem Schrank, und während ich mich langsam betrank, hörte ich immer und immer wieder den vielleicht kürzesten, vieldeutigsten und schönsten Chanson aller Zeiten,⁵ und dachte an Oliver Steinert, der dieses Lied genauso liebte wie ich und der nun tot war.

Oder war er vielleicht einfach nur verschwunden? ■

¹ Pierre Boulez: «Schönberg ist tot», in: Pierre Boulez: *Anhaltspunkte, Essays*, deutsch von Josef Häusler, Stuttgart und Zürich 1975, S. 296.

² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Aesthetik*, zit. nach Theodor W. Adorno: *Philosophie der neuen Musik*, Frankfurt am Main 1976, S. 20-21.

³ vgl. Adorno: *Philosophie der neuen Musik*, a.a.O., S. 22-23.

⁴ vgl. ebd., S. 28.

⁵ Gerhard Rühm: *Marianne, Deine Kunst in Ehren, aber ...*, erschienen auf: *Verlier' nicht den Kopf aus Liebe*, ORF-CD 211, LC 5130, Edition Zeitton, 2000.

■ INFO

Vortrag von Markus Hechtle am Institut für Neue Musik der Hochschule für Musik «Carl Maria von Weber» Dresden im Rahmen des Symposions «populär vs. elitär?» am 1. Oktober 2010.

* Der Herausgeber der Zeitschrift hat sich entschlossen, eine Passage, die eine krasse Schilderung sexueller Gewalt gegenüber einer Frau enthält, zu schwärzen. Diese zensurische Maßnahme wurde in Absprache mit dem Autor des Textes getroffen.